

Sorge vor einem „Albtraum“ wie im Jahr 2000

Wer macht das Rennen? – Experten des Heidelberg Center for American Studies (HCA) zum Ausgang der US-Wahlen

Von Arndt Krödel

So spannend und so schwer vorhersagbar wie diesmal war das Rennen um den Einzug ins Weiße Haus lange nicht mehr. Hat einer der beiden Präsidentschaftskandidaten am Ende doch einen kleinen, aber entscheidenden Vor- oder Nachteil? Und was würde ein nur hauchdünner Vorsprung bei der Stimmauszählung bedeuten? Im Gespräch mit der RNZ äußerten sich kurz vor dem „High Noon“ der Historiker Prof. Manfred Berg sowie der Politikwissenschaftler Privatdozent Martin Thunert und der Amerikanist Dr. Tobias Endler, die am Heidelberg Center for American Studies (HCA) tätig sind.

> Am Ende könnten nur einige Tausend oder Zehntausend Stimmen den Ausschlag für einen der beiden Kandidaten geben. Aber wäre das dann eine waserdichte Entscheidung?

Berg: Das amerikanische Wahlsystem ist extrem kompliziert und hält eine Vielzahl von Überraschungen bereit. Mein persönlicher Albtraum ist eine Wiederholung des Szenarios von 2000, dass wir nämlich unklare Wahlergebnisse in mehreren Staaten haben, dass es Unterstellungen oder Anklagen von Wahlmanipulationen gibt, möglicherweise sogar den Versuch, Wählergruppen an der Stimmabgabe zu hindern, und dass wir eventuell einen Präsidentschaftskandidaten haben, der nicht die Mehrheit der

Stimmen erzielt. Wenn es keinen klaren Sieger gibt und das Repräsentantenhaus möglicherweise in eine Entscheidungsrolle gedrängt wird, wäre das eine Katastrophe.



Die HCA-Experten Manfred Berg, Tobias Endler und Martin Thunert (v.l.) sehen noch keinen klaren Favoriten. Fotos: Kresin

> Die Stärke der „Partei der Nichtwähler“ ist auch in den USA beträchtlich. Könnte die Mobilisierung der Wähler ein Problem für die Kandidaten sein?

Thunert: Was die Wahlbeteiligung bei Präsidentschaftswahlen angeht, sind die USA durch das Tal durch. Die Mobilisierung ist allerdings in der Regel für die politischen Kräfte links der Mitte ein größeres Problem als für die „bürgerlichen“ Kräfte. Beunruhigend ist die Frage der Beteiligung der Jungwähler. 2008 hatte das Obama im Griff. Die Prognose des Wahlausgangs ist auch deswegen so schwierig, weil wir nicht wissen, ob die Beteiligung der Jungwähler nicht doch wieder auf die sehr niedrigen Stände von früheren Wahlen zurückgeht. Dann wäre Obama wahrscheinlich erledigt.

> Hat Obama möglicherweise ein Problem damit, dass er den Wählern 2008 zu viel versprochen hat, was er, wie man jetzt sieht, gar nicht halten konnte?

Endler: Er muss sich unter Umständen schon den Vorwurf machen lassen, dass er auch Hoffnungen in einem Umfang geschürt hat, den er nicht erfüllen konnte. Er wurde damit zwar auch von außen aufgeladen, aber er selbst hat dieses „Mantra“ des Neuanfangs vielleicht überzogen.

> Wird die Wirtschaftslage der USA mit knapp acht Prozent Arbeitslosen wahlentscheidend sein? Oder kann Romney als Milliardär und ehemaliger Hedgefonds-Manager die Mittelschicht gar nicht erreichen?

Berg: Ich glaube, es ist Zeit, sich an Bill Clinton zu erinnern, der 1992 mit dem berühmten, von James Carville geprägten Slogan gewonnen hat: „It’s the economy, stupid“ (Um die Wirtschaft geht’s, Dummkopf). Letztlich ist es diese Erkenntnis, die Romney konsequent umsetzt. Es gibt in Amerika tendenziell die Bereitschaft, Leuten, die in ihrem privaten wirtschaftlichen Leben großen Erfolg hatten, zuzutrauen, dass sie diesen Erfolg auch in einem öffentlichen Amt haben. Die Konzentration darauf, dass es Amerikas Wirtschaft schlecht geht, Obama es nicht geschafft hat und er für die eigene Kompetenz durch seinen Lebenslauf bürgt, ist Romneys Erfolgsrezept. Wenn er gewinnt,

hat er im Grunde Bill Clintons Strategie von 1992 sehr erfolgreich umgesetzt.

> Die Deutschen wünschen sich laut Umfragen mit geradezu überwältigender Mehrheit weiterhin Obama als US-Präsidenten. Wieso macht denn Romney hierzulande überhaupt keinen Stich?

Thunert: Obama profitiert immer noch davon, dass er Bush abgelöst hat. Und einige apodiktische Positionen der Republikaner sind bei uns schwer vermittelbar. Es spielt aber auch eine Rolle, wie die deutsche Presse über Romney berichtet hat. Die hat die Obama-Berichterstattung über Romney eins zu eins übernommen, muss man sagen, vor allem auch die USA-Korrespondenten.

Endler: „Spiegel online“ ist ein Beispiel dafür, wie man mindestens seit März dieses Jahres hätte denken können, dass Romney noch nie eine Chance hatte und auch nie eine bekommen wird. Ich weiß auch nicht, ob den Menschen bei uns tatsächlich bewusst ist, was Obamas Außenpolitik bedeutet – Beispiel Drohnen-Krieg, der äußerst fragwürdig ist. Die deutschen Medien informieren mittlerweile über diese Dinge auf einem hohen Niveau, aber die Frage ist, inwieweit das im Bewusstsein der Menschen ankommt, die nach wie vor dieses Obama-Bild der heilsamen Alternative zu der „Katastrophe Bush“ vor sich haben.

